

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 54 (1983)
Heft: 1

Artikel: "Unser Ziel muss heissen: Vermenschlichung"
Autor: Müller, Fritz / Abbt, Imelda / Baechtold, Andrea
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-811881>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Unser Ziel muss heissen: Vermenschlichung»



Muss etwa, wer beruflich im Heim tätig ist, sich entweder für die Professionalisierung oder für die Menschlichkeit entscheiden? Oder stellt sich die entscheidende Frage vielmehr so: «Wie verberuflicht man die Menschlichkeit?» An der VSA-Jahresversammlung 1982 in Basel diskutierten unter der Leitung von Vorsteher Fritz Müller, Vizepräsident des VSA, Albrik Lüthy (Sektionschef BSV), Bern, Brigitte Licciano (Heimerzieherin), Luzern, Stadtrat Max Hess (Vertreter der Trägerschaft), Schaffhausen, Christian Bärtschi (Leiter eines Heims für Geistigbehinderte), Bern, Dr. Andrea Baechtold (Sektionschef Bundesamt für Justiz), Bern, Dr. Imelda Abbt, Leiterin der Fortbildung im VSA, Gerhard Schaffner (Psychologe), Basel, Claire Somm-Mäder (Schulleiterin, Vertreterin der Trägerschaft), Weinfelden, und Theodor Stocker (Altersheimleiter), Küsnacht, Präsident VSA (vlnr), über «Probleme der Professionalisierung» in einem Podiumsgespräch. Diesem Gespräch, dessen Textfassung hier – zusammen mit dem Abschlussvortrag von Prof. Dr. H. Siegenthaler (vergl. S. 22) veröffentlicht wird, gingen in Basel ein erstes Podiumsgespräch und der Eröffnungsvortrag von Prof. Dr. H. Tuggener voraus, welche in den Fachblattnummern 11/82 und 10/82 gedruckt erschienen sind. Haupt- und Zwischentitel des Gesprächstextes wurden von der Redaktion gewählt.

Die Heime sind keine Elfenbeintürme – Podiumsgespräch II

Fritz Müller: Meine Damen und Herren, darf ich Ihnen sagen, wie ich mir in diesem Gespräch das Vorgehen vorstelle? Ich denke, wir fangen – wie im ersten Podiumsgespräch – mit kurzen Statements der Teilnehmer hier am Tisch an, und zwar in alphabetischer Reihenfolge. Dann folgt die offene Diskussion, für die ich die Mitglieder meiner Gruppe gebeten habe, sie möchten doch jeweils spontan eingreifen, damit die Sache möglichst lebhaft werde. Gewisse Positionen des ersten Podiumsgesprächs werden wir einbeziehen. Diesmal möchte ich auch versuchen, das Auditorium etwas mehr zum Wort kommen zu lassen als das am Vortag möglich gewesen ist.

«Es wäre unrealistisch zu hoffen . . .»

Zur Einleitung noch folgendes: Heime für Kinder und Jugendliche, Heime für Betagte und Heime für Behinderte sind – falls sie es früher je gewesen sein sollten – heute keine unberührten Inseln mehr, Einrichtungen, die sich selber genügen können. Sie stehen in einem gesellschaftlichen Umfeld und werden von diesem geprägt. Heimbewohner und Heimmitarbeiter sind miteinbezogen in den sozialen Wandel, in gewisse Entwicklungsprozesse des einschlägigen wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Umfeldes. Das müssen wir sicher auch jetzt immer beachten. Wenn also als Folge der vom Bund

angestrebten neuen Kompetenzausscheidung zwischen Bund und Kantonen Bern im Paket Nr. 1 die Subventionen an die Erziehungsheime und im Paket Nr. 2 auch die Subventionen an die IV-Heime sowie die Beiträge an die Ausbildungsstätten für Sozialarbeit und institutionelle Pädagogik ersatzlos streicht, dann geht den genannten Institutionen dadurch nicht nur Geld verloren bis zur Existenzgefährdung im Einzelfall. Der Entzug der Bundesmittel wird auch zwangsläufig zu einem Absinken des Niveaus der pädagogischen oder pflegerischen Betreuung in diesen Heimen führen.

Das wird zu einer zusätzlichen Belastung werden für die Mitarbeiter, weil der Verlust der Mittel von der andern Seite wirksam nur durch Personalabbau ausgeglichen werden kann. Es dürfte ja allen klar sein, dass sich ein solcher Ausfall nicht durch vermehrte Sparsamkeit im Sachkostenbereich wettmachen lässt. Ähnliches gilt für die Ausbildungsstätten und für deren Infrastruktur. Es wäre illusionär anzunehmen, unrealistisch zu hoffen, wenn der Bund sich zurückzieht und erklärt, die Kantone hätten die Leistungen zu übernehmen, dass das so einfach und so ohne weiteres funktionieren würde und klappe. Die Praxis wird erweisen, dass, was jetzt auf die Kantone abzuschieben versucht wird, dann von vielen Kantonen an die Gemeinden weitergereicht wird. Und von den Gemeinden schliesslich an die kostenpflichtigen Eltern und Angehörigen. Oder

dass in vielen anderen Fällen auf kantonaler oder kommunaler Ebene überhaupt nichts mehr passiert. Das wird die Realität sein!

Deshalb möchte ich hier besonderes Gewicht darauf legen, dass wir nicht im Elfenbeinturm unsere engsten Probleme und Problemchen – Beispiel: Theorie und Praxis – diskutieren, sondern dass wir uns immer vergewissern und uns gegenwärtig halten, wie es «draussen» aussieht und welcher Wind «draussen» weht. Wir müssen uns auch überlegen, was vorzukehren sei, damit die Interessen der institutionellen Agogik – ich beziehe die Altersheime ausdrücklich mit ein, auch wenn dort die Subventionsfrage sich anders stellt – gewahrt bleiben und dass das Qualitätsniveau der Betreuung, die sich in den letzten Jahren verbessert und differenziert hat, nicht absinken und kaputtgehen muss und dass die bisher von Bund und Kanton investierten Mittel sich nicht auf einmal als Fehlinvestitionen erweisen, weil der kontinuierliche Mittelfluss nicht mehr gesichert ist. Das muss man, meine Damen und Herren, einfach sehen.

«Wir müssen uns hüten, Nabelschau zu betreiben»

Zu meinem Erstaunen ist am ersten Tag kein Wort über die Probleme gefallen, die uns erwachsen als Folge der sogenannten Jugendbewegung, wobei man sehen muss: Es

handelt sich um eine «Bewegung» von (jungen) Erwachsenen. Der Anteil der Minderjährigen liegt bei maximal einem Drittel. Es gibt Folgeprobleme, die ausstrahlen ins Feld der sozialen Arbeit und ins Feld der Politik. Diskutieren Sie einmal mit jungen Sozialarbeitern oder mit Erziehern und prüfen Sie, wieviel Gedankengut, wieviele Ideen da neu vorhanden sind und wieviel da im Empfindungsbereich neu gewertet wird, und zwar aufgrund von Schlagwörtern oder Thesen, die aus dieser Bewegung stammen! Betrachten Sie auch die Ausstrahlungen und Auswirkungen auch in der Politik! Eine Verhärtung im Sinne von Restauration bis Reaktion ist nicht zu verkennen. Und weil die Verhältnisse jetzt sind, wie sie sind, und weil sich in den Heimen die Mitarbeiter innerlich oder im offenen Gespräch damit sehr intensiv auseinandersetzen, müssen wir uns davor hüten, fachlich oder standespolitisch motivierte Nabelschau zu betreiben. Arbeit im sozialen Feld, im pädagogischen Sektor ganz besonders, kann ohne Beachtung der gesellschaftlichen Bezüge und Spannungsfelder niemals ausreichend wirksam sein. Ich möchte gern, dass wir heute ein bisschen auf diese Bezüge eingehen. Im weiteren muss sich diese Arbeit aber auch an einem Menschenbild und an einer Rangordnung der ethischen Werte orientieren, damit sie nicht zum technokratischen Machertum entartet. Und damit möchte ich, meine Damen und Herren, das Wort freigeben für den ersten Durchgang hier auf dem Podium.

Der Mensch ist immer mehr, als was die Theorie aus ihm macht

Dr. Imelda Abbt: Der Gesprächsleiter hat mir mit dem Hinweis auf das Menschenbild das Stichwort gegeben. Unter allen diesen Fragen beschäftigt mich die nach dem Menschenbild am meisten. Die Frage nach dem Menschen gilt dem Auszubildenden, dem Kind, dem Jugendlichen, dem Behinderten, dem Betagten und Pflegebedürftigen. Welches Menschenbild prägt die genannten Personen? Im Heim sind Leute tätig, die an und gegenüber Mitmenschen einen Auftrag zu erfüllen haben, sie stehen – das scheint mir wichtig – im Dienst von andern. Aus welchen Quellen kommt der sozial Tätige zum Auftrag, aus welchen Quellen bezieht er seine Argumente, die Kriterien und Beweisgründe? Blosser Meinungen, blosser Gefühle, zeitbestimmte Lieblingsideen können nicht mehr genügen. Es geht heute um Begründbares, um Ausweisbares, um zwischenmenschlich Kommunizierbares und Verantwortbares – und zwar für ein *sinnvolles* Menschenbild. Und mit «sinnvoll» meine ich, dass jeder Mensch in seiner Würde, seiner letzten Geheimnishaftigkeit respektiert und geachtet werden muss. Vor allem im Gefolge der achtundsechziger Jahre sind im sozialen Bereich viel Mühe und Energie auf das Erfah- und Erfassbare, auf das Lern- und Machbare verwendet worden. Vom grossen Rest, der bei jedem Menschen bleibt und den keine Wissenschaft zu klären vermag, der nicht in feste Begriffe zu fassen ist, wurde nicht oder sehr viel weniger gesprochen und geschrieben. Und gerade hier liegt das, was ich in meiner Arbeit beim VSA einbringen möchte. Wenn und solange das möglich ist, habe ich keine Furcht vor aller Verberuflichung und vor aller Professionalisierung. Es geht immer um die Ganzheit – ich denke da an die Freiheit des Menschen, an die Freiheit des einzelnen, an seine Möglichkeit zu entscheiden, das heisst ja oder nein zu sagen, an

sein Sinnbewusstsein. Das alles ist nicht bloss umweltabhängig oder von der Geschichte her bedingt oder in der Schule zu machen oder auch psychisch vorprogrammiert, denn der Mensch ist immer noch mehr, als was die Umwelt, die Geschichte, die Theorie aus ihm machen.

Verberuflichung – als Realität weder gut noch schlecht

Dr. Andrea Baechtold: Vorneweg muss ich sagen, meine Damen und Herren, dass ich die Leute aus den Altersheimen unter Ihnen wohl etwas frustrieren werde. Ich kann mich nämlich nur auf gewisse Erfahrungen im Jugendbereich stützen. Das Alter und seine Probleme sind mir nicht vertraut, da muss ich passen. Einleitend möchte ich auf zwei Punkte hinweisen. Erstens ist meiner Ansicht nach die Verberuflichung im Heim, wie überall, eine Realität. Zweitens ist die Verberuflichung weder gut noch schlecht. Das kann ich in zwei, drei Sätzen näher ausführen und begründen: In einer arbeitsteiligen Berufswelt – in einer Welt also, in welcher der Beruf darüber entscheidet, wie der einzelne an der Gesellschaft teilhaben kann – scheint es mir unrealistisch, kurzfristig, mittelfristig oder langfristig gegen die Verberuflichung ankämpfen zu wollen.

Das kennt man ja auch im Heim. Es gibt Berufe, die sich breitmachen, viel Leder an den Ellenbogen, man denke da nur an den Medizinalbereich. Man weiss, dass zum Beispiel die Psychiater den Erzieher oftmals lediglich zum medizinischen Hilfspersonal rechnen. Ich denke auch an gewisse Lehrer, die meinen, der Erzieher sei in erster Linie dafür da, für die Kinder und mit ihnen die Zeit zwischen den Schulstunden zu überbrücken und auszufüllen. Zusammengefasst: Die Verberuflichung ist im Heim eine Realität.

Hierzu tragen natürlich auch die Aktivitäten des Staates bei. Sofern gewisse soziale Aufgaben nicht freiwillig wahrgenommen, sondern vom Staat bestimmten Institutionen übertragen werden, hat dieser Staat auch eine besondere Verantwortung. Er darf erwarten, muss verlangen und hat zu sichern, dass die Institutionen und deren Mitarbeiter die Aufgaben gut erfüllen. Er kann nicht einfach davon ausgehen; die Sache funktioniere sozusagen von selbst, weil allein das sogenannte gute Herz der beauftragten Leute dafür garantiere. Darum haben wir beispielsweise in unserer Beitragsverordnung ganz eindeutig und entschieden auf die Verberuflichung der Erziehtätigkeit gesetzt, indem die Beiträge abgestuft sind nach der Art und dem Grad der Ausbildung. Wer mit uns zu tun hat, weiss, dass wir die Verordnung grosszügig auslegen, grosszügig handhaben und oft die Erfahrung der beruflichen Ausbildung gleichsetzen, ganz einfach deshalb, weil wir gemerkt haben, dass auch die Erfahrung eine gleich gute Voraussetzung sein kann.

Je mehr sich der Staat mit derartigen Aufgaben befasst . . .

Je mehr der Staat sich mit derartigen Aufgaben befasst und sich auf sie einlässt, desto mehr ist er auf «Markenartikel» angewiesen, das heisst, er muss mit kompetenten Berufsleuten zusammenarbeiten können und nicht einfach mit irgendjemandem. Aktuellstes Beispiel: Die Verordnung über die Schwangerschaftsberatung, die derzeit noch nicht veröffentlicht ist. Man sieht darin vor, dass in den Beratungsstellen mindestens ein diplomierter oder geschulter Sozialarbeiter tätig und dabeisein muss. Damit will man sicherstellen, dass die Beratung qualifizierte Leistungen erbringt. Ich sage nochmals, das ist eine Realität, wir kommen nicht darüber hinweg. Es ist an sich weder eine gute noch eine schlechte Realität.

. . . desto mehr ist er auf Fachleute angewiesen

Doch ist – und da möchte ich bei Frau Abbt anknüpfen – die Frage wohl die, um welche Inhalte, um welche inhaltlichen Kerne herum die Verberuflichung stattfindet. Im ersten Podiumsgespräch hat, soweit ich mich erinnere, die Kritik im wesentlichen dem Umstand gegolten, dass die Verberuflichung sich allein um das theoretische Wissen herum entwickle. Das wurde von Heimseite kritisiert – und wahrscheinlich gar nicht zu Unrecht. Man könnte sich aber vorstellen, dass sich die Verberuflichung auf ganz andere Inhalte abstützen würde, und ich glaube auch, dass das Menschenbild ein wesentliches Element dieser Verberuflichung sein muss oder das Zusammenleben im Heim – also mehr vermeintlich «praktische» Dinge, die mit Wissen und technischem Können wenig oder nichts zu tun haben.

Das ist durchaus denkbar, denn es gibt ja heute schon viele Berufe, in denen das intellektuelle Wissen gar nicht eine so grosse Rolle spielt, Beispiel: der Beruf des Hochseekapitäns. In den Stufen der Kapitänslaufbahn gibt es zwar einige Stationen der Wissensvermittlung, aber das Training in Zuverlässigkeit und Verantwortungsbewusstsein hat die weitaus grössere Bedeutung als die Vermittlung von technischen Kenntnissen. Ich wünsche mir, dass sich unsere Diskussion heute noch mehr mit der Frage beschäftigt, um welche inhaltlichen Kerne herum die Verberuflichung im Heim sich entwickeln sollte und könnte.

Die Heimleiter(innen) sind nicht theoriefeindlich

Christian Bärtschi: Ich würde es bedauern, wenn man mich der Theoriefeindlichkeit für verdächtig halten wollte, denn ich bin, Heimleiter von Beruf, zugleich an der Berner Frauenschule auch an der Heimerzieherausbildung beteiligt und daher sehe ich mich auch immer wieder mit der Theorie konfrontiert. Uns Heimleuten macht nicht die Theorie an sich zu schaffen, sondern die *Einseitigkeit* und die *Unausgewogenheit*, will mir scheinen. Hierzu eine kleine Geschichte als Beispiel: Als bei uns eine Erzieherstelle frei wurde, meldete sich eine Frau, die bereits ein Studium von 13 Semestern in Jugendpsychologie absolviert hatte. Nach halbjähriger Mitarbeit mussten wir sie wieder verabschieden. Beim Abschied sagte sie mir: Wissen Sie, als Sie mir beim Rundgang am Anfang mein Zimmer gezeigt haben, da habe ich zuerst darauf geachtet, ob es darin irgendwo einen Winkel gebe, in dem ich mich vor den Kindern verstecken könne. Das gab mir zu denken. Jemand studiert 13 Semester lang Jugendpsychologie mit der Folge, dass man dann zuerst darauf achten muss, ob und wie man sich vor den Kindern, vor den Mitmenschen, verstecken könne.

Wir reden hier von Verberuflichung. Dieser Begriff gefällt mir nicht. Das Wörtchen Ver- macht mich nicht grad glücklich. Bestimmte Wörter mit dieser Vorsilbe sind für mich Reizwörter: Verschulung, Verstaatlichung, Verschuldung usw. Mir wird in dem Begriff Verberuflichung das Wort *Berufung* nicht oder zuwenig deutlich. Die Berufung müsste doch in der Verberuflichung das Zentrale sein. Dass der Erzieher und die erzieherische Tätigkeit zu einem Berufsstand wird oder geworden ist, ist zu begrüssen. Die Frage für mich ist einfach die, in welcher Weise und in welcher Ganzheit man diese Entwicklung sehen will.

Ist Erziehen bloss eine Dienstleistung?

Im ersten Podiumsgespräch hat Herr Kunz erklärt, Erziehen sei eine Dienstleistung. Natürlich ist es – auch – eine Dienstleistung. Aber mit diesem Wort können wir den Erziehungsprozess bei weitem nicht ganz umreissen. Wenn man nur die Dienstleistung sieht, dann fällt der Aspekt des *Prozesshaften* weg, dann wird daraus eine Ein-Weg-Veranstaltung und man kommt dann nicht zufällig zum Wort «Klient», womit jener gemeint wird, der vom Erzieher empfängt und auf die Gunst des Erziehers angewiesen ist. Von solchen Ein-Weg-Veranstaltungen halte ich nichts. Der Erzieherberuf sollte nicht so eng verstanden werden. Jeder, der im Heim tätig ist, ob Lehrer, ob Koch, ob Erzieher, müsste durch seine Arbeit an der Erziehung im weitesten Sinn beteiligt sein. Die Zweiteilung: hier Erzieher – da andere Leute – halte ich im Heim für verhängnisvoll. Alle, die im Heim tätig sind, müssen Erzieher sein, soll das Heim seinen Namen wirklich verdienen. Wir sollten hier und anderswo stets bedenken, wenn wir über die Verberuflichung reden, dass sich der Erzieherberuf in sehr wichtigen Aspekten von anderen Berufen grundsätzlich und wesentlich unterscheidet.

In einem Beruf im herkömmlichen Sinne kann einer mit der Zeit eine gewisse Meisterschaft erlangen. Einer, der zum Beispiel den Schreinerberuf erlernt, darf eines Tages erklären, jetzt sei er in der Lage, einen Stuhl, einen schönen Tisch, einen Schrank herzustellen. Aber wie verhält es sich

da mit uns Leuten vom Heim? Wir müssen, erstens einmal, einsehen, dass man Erzieher nie ist, auch nicht nach Diplomierung und Weiterbildung; Erzieher sind wir nie, wir sind immer unterwegs, es zu werden. Der Akzent liegt auf dem Unterwegssein und auf dem Werden.

Falsche Vorstellung: Machbarkeit

Selbst wenn wir in der Verberuflichung weit fortgeschritten sind, erleben wir es immer wieder, dass wir «blutige Anfänger» sind. Da brauchen wir nur einem bestimmten Kind, einem bestimmten Menschen zu begegnen, um zu merken, dass wir eben trotz aller Kenntnisse, Fertigkeiten und Erfahrungen immer noch Anfänger sind. Insofern unterscheiden sich die sozialen Berufe doch ganz grundsätzlich von jenen, in denen man es zur Meisterschaft bringen kann. Das Allerwichtigste in unserer beruflichen Arbeit scheint mir jedoch: Wir müssen einsehen und wir müssen lernen, dass die Vorstellung der Machbarkeit eine falsche Vorstellung ist. Die Machbarkeitsidee ist blosser Ideologie.

Betreuung, Erziehung, die ihren Namen verdient, kann nur *ganzheitlich* sein. Und das Ganze muss für uns stets im Prozesshaften verbleiben. Meinen Mitarbeitern habe ich schon öfters gesagt, dass wir uns in gewisser Weise als Bauern verstehen sollten. Das Heim sollte eigentlich so etwas wie ein Bauernhof sein: Jeder dieser Gemeinschaft muss in jedem Bereich tätig sein können, jeder muss mithelfen, jeder ist mitverantwortlich. Wenn schon Verberuflichung, dann immer nur für das Heim als eine Ganzheit, zu der man unterwegs ist.

«Der Professionalismus hat (zu)viel Eigendynamik»

Max Hess: Ich denke mir, dass die im Saal anwesenden Heimleiterinnen und Heimleiter gern so etwas wie ein Rezept heimnehmen möchten: Wie soll ich es halten mit der Verberuflichung, bei mir selbst und bei den Mitarbeitern? Wo soll ich das Schwergewicht legen? Soll der Mitarbeiter besser ausgebildet sein oder müsste er als Grundlage eher das sogenannte gute Herz mitbringen? Ich meine und sage offen, dass der VSA diesen Tendenzen zur Verberuflichung und zum Professionalismus (wie immer man sie nennen mag) mit aller Kraft entgegenwirken sollte. Ich bin nicht einverstanden mit Herrn Dr. Baechtold, dass wir die Verberuflichung in den Heimen nun einfach als Realität und als gottgegeben hinnehmen müssten. Der Professionalismus hat viel Eigendynamik und diese kann und muss gestoppt werden. Es ist mir klar, dass die Trägerschaften aufgrund der Marktlage – wir müssen ja einfach Leute finden – oft genötigt sind, Konzessionen zu machen. Aber diese Konzessionen könnten – könnten! – eines Tages verhängnisvoll sein. Das Szenarium, in welchem Herr Professor Tuggener die Laufbahn des XY beschrieben hat, ist ja zu einem guten Teil leider schon Wirklichkeit, und ich finde es eigentlich schön und lobenswert, dass der VSA, der in jenem von Herrn Tuggener gezeigten Instanzen-Diagramm auch irgendwo aufgeführt sein müsste, durch die Wahl dieses Tagungsthemas sich selber in Frage zu stellen wagt. Der Professionalismus, das hat der Vortrag Tuggener deutlich gezeigt, dreht sich weithin im eigenen Kreis, fördert die Bürokratie, befasst sich in erster Linie mit sich selber. Wenn ich zur

Verberuflichung nach einem alternativen Wort, ebenfalls mit der Vorsilbe Ver-, suchen müsste, dann würde ich sagen: Unser Ziel muss heissen *Vermenschlichung*.

Es reicht nicht aus und kann nicht genügen, wenn es uns als Fachleuten gelingt, eine gemeinsame Fachsprache zu finden. Wir müssen im Gegenteil wieder vermehrt dazu kommen, die Sprache jener Menschen zu verstehen, die unserer Obhut anvertraut sind. Alle, die im Heim und in den sozialen Berufen tätig sind, müssten eigentlich der Öffentlichkeit viel stärker bewusst zu machen suchen, wofür es in diesen Berufen überhaupt geht. Dass dieser Beruf trotz allen Schwierigkeiten auch gute und schöne Erlebnisse bringt. Die Sozialarbeiter sollten endlich aufhören, der Neigung zum Selbstmitleid nachzugeben; sie sollten aufhören, sich in gegenseitigem Bedauern auf die Schultern zu klopfen und zu seufzen: «Mir sind doch arme Kärl!» Sie müssten in der Öffentlichkeit viel stärker als bisher hervorheben, dass ihre Arbeit eben auch Befriedigung bringt. Dann werden die sozialen Berufe mit der Zeit auch ein viel höheres Ansehen erlangen. Zusammengefasst möchte ich sagen: Wir müssten nicht professioneller werden, sondern durchlässiger, toleranter, und wir müssten auch wieder ein Stück weit idealistischer werden (starker Beifall).

«Es gibt nichts Interessanteres als den Menschen»

Brigitte Licciano: Auch wenn ich als Erzieherin im Augenblick pausiere, möchte ich trotzdem aus meiner Sicht zur Verberuflichung etwas sagen. Ich habe erlebt, dass der Heimerzieherberuf ein sehr anspruchsvoller Beruf ist. Das Leben und meine Arbeit im Heim habe ich immer als sinnvoll empfunden, auch als interessant. Mich forderte die Arbeit mit Erziehungsschwierigen stets heraus, hin und wieder hat sie mich auch überfordert. Drum denke ich, dass der Heimerzieher gebildet sein muss, und dass er es nie genug sein kann. Ich meine nicht einfach ausgebildet, sondern wirklich gebildet – Bildung verstanden als volles Menschsein, Bildung ist ein Prozess, man ist immer unterwegs. Sinnvoll scheint mir die Arbeit im Heim, weil sie mir Freude macht und weil ich die Menschen gern habe, mein eigenes Menschsein eingeschlossen. Und darum komme ich auch immer wieder auf die Frage des Menschenbildes zurück, die mich in meiner Grundhaltung bewegt und bestimmt. Interessant ist die Arbeit, weil es nichts Interessanteres geben kann als den Menschen.

Wenn ich an meine Ausbildung denke, aber auch an die Lehrerbildung, dann möchte ich sagen, dass sie nicht breit genug und nicht fundiert genug sein kann. Ich wundere mich darüber sehr, dass man überall sich um Wertneutralität bemüht an den Schulen und Seminaren. Das stört mich stark, denn ich glaube, dass es eine wertfreie Erziehung nicht gibt, gar nicht geben kann. In diesem Zusammenhang ein Wort der Anerkennung für das Weiterbildungsprogramm des VSA; mich erstaunt es immer wieder, dass der VSA auch Kurse anzubieten wagt, in denen es um den ethisch-moralischen Hintergrund des Heimmitarbeiters geht. Ich habe eingangs betont, dass die Grundhaltung des Erziehers, des Betreuers sehr wesentlich sei. Von diesem Gesichtspunkt her liesse sich wohl auch sehr kritisch über die Verberuflichung und über den Professionalismus nachdenken. Aber solches Nachdenken müsste ohne Voreingenommenheit und ohne Scheuklappen geschehen.

Albrik Lüthy: Im Bundesamt für Sozialversicherung verfügen wir über die IV in der Zusammenarbeit mit den Heimen, aber auch mit den Veranstaltern von Aus- und Fortbildungen über eine Erfahrung von 22 Jahren, bei der AHV subventionieren wir erst seit drei Jahren die Fortbildungskurse. Von Anfang an haben wir uns gewehrt gegen Monopoltendenzen jedweder Art, weil wir davon ausgegangen sind, in unserem Land sei die Vielfalt und Vielgestaltigkeit stets Anlass dafür, dass die Initiative primär lokal oder regional ergriffen wird, nach Massgabe der jeweiligen Bedürfnisse. Die Entwicklung verläuft so von unten nach oben, nicht umgekehrt. Wir glauben, dass wir damit insgesamt gut gefahren sind.

Es scheint mir auch wesentlich zu sagen, dass die Professionalisierung nie zur Zementierung eines Monopols führen darf. Es dünkt mich richtig, die Flexibilität zu wahren im Angebot an Ausbildung, vor allem aber auch im Angebot an Fortbildung. Es schiene mir hochgradig problematisch, wenn wir in eine restlos programmierte und gelenkte Aus- und Fortbildung gerieten. Und ich glaube auch, dass der Freizeit- und Intimbereich als ganz besondere Sparte unseres Lebens betrachtet werden muss, und dass der persönliche Einsatz im Heim in dieser Hinsicht ausserordentliche Anforderungen stellt. Da geht es nicht nur um das Erlernen von Techniken und um die Vermittlung, bzw. Aneignung von Wissen. Da geht es mehr um den menschlichen Einsatz und um die Art, wie man an den Mitmenschen herantritt.

«Wir müssen uns hüten, zuviel zu koordinieren»

Es wäre sehr bedauerlich, wenn man damit beginnen wollte, jede Problematik, die sich im Heim stellt, zu verfächern und in verschiedene Schubladen aufzuteilen, das heisst jede Schublade einer bestimmten Berufskategorie zuzuordnen. Wir müssen uns davor hüten, glaube ich, allzu viel vereinheitlichen, zusammenfassen und «koordinieren» zu wollen in diesem Gebiet der Aus- und Fortbildung. Die Vielfalt und die Flexibilität des Angebots sollte nicht leichtfertig preisgegeben werden. Wir haben in der IV ungefähr 200 Organisationen und Institutionen, die Fortbildungen anbieten; das Angebot ist sehr unterschiedlich. Das scheint uns etwas Schönes, obwohl wir immer wieder angegangen werden von parlamentarischen und ausserparlamentarischen Kreisen, welche behaupten, so fördere man lediglich den Wildwuchs. Niemand wird gezwungen, an den angebotenen Veranstaltungen teilzunehmen. Aber die Vielfalt des Angebots gewährt den Interessenten eine Vielfalt der Wahl und eine Vielfalt von Möglichkeiten. Sie können entscheiden und wählen, was sie nach eigener Erfahrung am nötigsten zu haben glauben.

Ich glaube, diese Freiheit der Wahl und diese Flexibilität müssen wir uns bewahren – auch unter dem Aspekt der Professionalisierung. Das darf nicht untergehen! Wenn man mit gewissen Exponenten spricht, ist viel von berufsethischen Gesichtspunkten die Rede. Ich habe aber fast jedesmal das Gefühl, hinter den berufsethischen Argumenten versteckten sich sehr egoistische Züge. Zum Abschluss: Dreimal möchte ich unterstreichen, dass die Flexibilität und die Vielfalt erhalten bleiben muss.

Gerhard Schaffner: Meine persönliche Position in dieser Sache entspricht weitgehend dem, was Andrea Baechtold schon ausgeführt hat. Die Verberuflichung im Heim ist für mich eine Realität, die weder gut noch böse ist. Ich hätte deshalb grösste Bedenken, wenn der VSA dieser Verberuflichung entgegenwirken wollte. Hingegen muss der VSA versuchen, auf das *Wie* Einfluss zu nehmen. Das scheint mir das Entscheidende, *wie* diese Verberuflichung geschieht, *wie* die Leute für unsere Heime ausgebildet werden. Dass sie aber eine Ausbildung nötig haben und brauchen, ist für mich völlig unbestritten. Trotzdem möchte ich jetzt noch auf zwei Dinge hinweisen, die bisher – von mir aus gesehen – hier zu kurz gekommen sind. Der erste Punkt betrifft die freiwilligen Laienhelfer. Nach meinem Geschmack kam im ersten Podiumsgespräch diesbezüglich eine ambivalente Einstellung zum Ausdruck. Ich frage mich ernsthaft, ob die freiwilligen Helfer im Vergleich zu heute in Zukunft eine viel bedeutendere Rolle spielen werden. Unser Gesprächsleiter hat in seiner Einleitung auf die finanziellen Aspekte hingewiesen. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, dass wir in unserer reichen Schweiz in unserem Bereich künftig sehr viel mehr auf freiwillige Helfer angewiesen sein werden, als das in der Vergangenheit der Fall gewesen ist. Dann sieht die Verberuflichung wieder etwas anders aus. Schon heute gibt es einen Bereich, in dem die Freiwilligen eine recht starke Bedeutung erlangt haben. Ich denke da an die Betreuung ehemaliger Strafgefangener, weil da zuwenig Geld verfügbar ist und weil es sich um eine Aufgabe handelt, die für viele Ausgebildete wahrscheinlich zuwenig attraktiv ist.

Der zweite Punkt, über den ich im Sinne einer Ergänzung etwas sagen möchte, betrifft die sogenannten Selbsthilfe-Gruppen. Von ihnen war bisher überhaupt noch nicht die Rede. Ich meine, wir müssten als Tatsache zur Kenntnis nehmen, dass es auf dem Feld, auf dem wir arbeiten, Bereiche gibt, wo in den letzten Jahren Selbsthilfe-Gruppen entstanden sind, bis zu einem gewissen Grad auch alternative Bereiche, wo anders gearbeitet wird als wir es uns in der herkömmlichen Art gewohnt sind. Ich denke da an Selbsthilfegruppen in der Betreuung von Drogenabhängigen oder an die Formen, die im Gefolge der Jugendbewegung in Autonomen Zentren entstanden sind. In den Frauenhäusern lassen sich ähnliche Ansätze beobachten. Ich bin kein begeisterter Befürworter dieser Entwicklung, aber ich denke, dass wir auch diese Dinge zur Kenntnis nehmen müssen. Nicht nur die Verberuflichung spielt in unserem Feld eine grosse Rolle, sondern auch diese Bewegung zur Selbsthilfe, die sich bis zu einem gewissen Grad als Gegenbewegung begreifen lässt. Sie wissen, dass in Selbsthilfe-Gruppen ehemalige Drogenabhängige zu tragenden Mitgliedern der therapeutischen Gemeinschaften werden, was unser Tagungsthema der Verberuflichung und Professionalisierung mit einem weiteren Aspekt ergänzt.

Heimleitung – ein höchst anspruchsvoller Beruf . . .

Claire Somm-Mäder: Wie sehe ich als Mitglied der Heimkommission und des Vorstandes der Trägerschaft eines Pflegeheims den Heimleiter? Ich hoffe, dass Sie nicht gleich frustriert sein werden, wenn Sie hören, was ich zu sagen habe. Der Heimleiter muss über berufliche Fähigkei-

ten und Kenntnisse verfügen, die es braucht, um Leiter und Führer zu sein. Auch in der heutigen Zeit, da sich jeder und jede frei entfalten will, braucht ein Haus – das Heim – unbedingt eine Führung. Ein Heimleiter muss aber auch eine Persönlichkeit sein, welche aus Berufung – wie Frau Dr. Abbt festgestellt hat – ihr Amt, ihren Dienst wählt. Ein Heimleiter soll nie allein aus politischen Erwägungen zu seinem Posten kommen. Neben den persönlichen Ausprägungen muss er auch einen Beruf haben, eine berufliche Ausbildung, denn er steigt in der Regel ja nicht im Alter von zwanzig Jahren in die Heimleitung ein. Mir scheint es sehr wichtig, dass er mit den kaufmännischen Belangen vertraut ist. Denn er muss mit Zahlen umgehen, muss einkaufen, er ist für das Lohnwesen verantwortlich, für die Abrechnungen mit den Pensionären. Er muss Verhandlungen führen können mit Behörden und Organisationen, manchmal sehr harte Verhandlungen; er muss im Büro versiert sein – denn seine Büroangestellten sollten ihm in Sachen Kompetenz ja nicht überlegen sein. Für mich ist die Heimleitung ein aussergewöhnlich anspruchsvoller Beruf.

Im weiteren möchte ich noch etwas sagen zur Professionalisierung im Heim. Im Heim ist Fachpersonal unbedingt vonnöten. Unsere Patienten – das sind sozusagen unsere Gäste, die zahlen – haben sicher Anspruch auf eine fachlich qualifizierte Betreuung und Pflege. Daneben braucht es zum Ausgleich ganz bestimmt auch Laienpersonal, was, zugegeben, im Kreis des Fachpersonals bisweilen zu Mißstimmungen führen und Anlass geben kann, nicht zuletzt deshalb, weil heute in den Ausbildungen zumeist die Methoden nicht mehr hinlänglich gefestigt werden. Die jungen Leute verlassen die Schule mit ihrem Diplom und fühlen sich in der praktischen Arbeit dann unsicher. Zu oft heisst es an den Schulen: Ihr könnt und sollt euch entfalten, wählt das Lehrprogramm selber aus! Die wünschbare Festigkeit und Sicherheit fehlt diesen Leuten aber, wenn sie Verantwortungen übernehmen und andere Mitarbeiter führen müssen. In diesem Zusammenhang möchte ich das Rote Kreuz lobend erwähnen, das uns in den Heimen mit seinen Kursen für Helferinnen sehr entgegenkommt. Diese Rotkreuz-Helferinnen sind wertvolle Teilzeitmitarbeiterinnen im Heim. Teilzeit-Personal brauchen wir unbedingt, denn dieses bringt in der Regel einen frischen Zug von draussen ins Haus. Diesen frischen Wind brauchen wir.

... oder eine höchst anspruchsvolle Funktion?

Theodor Stocker: Weil unter den Hörern im Saal die Altersheimleute gut vertreten sind, möchte ich hier vor allem auf zwei Voten eingehen, die am Vortag gefallen sind. Zuerst aber noch ein Wort zur Verberuflichung. Wenn irgendwo eine Verberuflichung stattfindet in einem Mass, das nicht mehr als gesund bezeichnet werden kann, sollte man die Ursache dafür nicht primär bei den Schulen suchen. An dem in den Schulen vermittelten theoretischen Wissen liegt nicht alles. Vielmehr steht und fällt die Sache mit den Leuten, die von den Schulen zugelassen und aufgenommen werden. Das ist eine Ansicht, die ich immer wieder vorbringe, obwohl ich damit nicht bloss auf Gegenliebe stosse. Aber ich sage es trotzdem auch heute: Einen positiven Beitrag leisten die Berufsschulen, ob Erziehungsschulen, Schulen für Sozialarbeit oder Heilpädagogische Seminare, wenn sie die, die sich um Aufnahme bewerben, sehr genau prüfen. Das scheint mir ganz wichtig.

Jetzt zu den beiden Voten vom Vortag! Das eine hat der Heimleitung als Beruf gegolten. Herr Winkelmann hat, wenn ich mich recht erinnere, die Frage aufgeworfen, weshalb man überhaupt von der Verberuflichung reden könne, solange es den Beruf des Altersheimleiters gar nicht gebe. Das halte ich für eine zentrale Frage, für eine Grundsatzfrage. Würden wir hier im Saal eine Umfrage durchführen, erbrächte sie mit grösster Wahrscheinlichkeit diesbezüglich eine Vielfalt unterschiedlichster Auffassungen. Die einen wünschen, dass die Heimleitung möglichst schnell zu einem BIGA-anerkannten Beruf werde, während andere die Meinung vertreten, ein Heim zu leiten sei eine Funktion, nicht aber ein Beruf. Dieser Unterschied in der Beurteilung kam beispielsweise klar zum Ausdruck bei den Vorbereitungen zum sogenannten Aufbaukurs für Alters- und Pflegeheim-Leitung. Diese Vorbereitungen, an denen der VSA, der SKAV, VESKA und Pro Senectute beteiligt waren, dauerten rund drei Jahre. In den Gesprächen sind wir immer und immer wieder an dieser Frage hängengeblieben: Beruf oder Funktion? Meine Meinung ist da ganz klar und eindeutig. Ich sehe in der Heimleitung eine Funktion, weshalb ich denn auch eine möglichst breitangelegte Ausbildung befürworte. Diese breite Ausbildung muss gefordert werden.

Als mein Sohn ins Berufswahlalter kam, mussten wir zusammen gründlich überlegen, wie wir die Weichen für seine Zukunft stellen wollten. Hätte er gewünscht, Heimleiter zu werden (er hat es nicht gewünscht), würde ich ihm erwidert haben, hierfür brauche er mindestens zehn Jahre, denn zunächst müsse er einen Erstberuf wählen und hernach eine Sozialausbildung absolvieren, erst dann könne er in einem Heim tätig sein. Was passiert in diesen drei Etappen? In der ersten Etappe, Lehrzeit im Erstberuf, geht es vor allem um den Reifungsprozess. In der Phase der Sozialausbildung geht es darum, einen Überblick zu gewinnen über das gesamte soziale Feld und nicht bloss um die Kenntnisse für einen kleinen Ausschnitt. Mit Beginn der dritten Etappe wird der Einstieg ins Heim oder in die offene Fürsorge möglich. Und wenn Einstieg ins Heim, dann steht grundsätzlich jeder Heimtyp offen. Und wenn nach der breiten Ausbildung die Wahl getroffen und der Einstieg erfolgt ist, dann kommt die von Herrn Winkelmann mit Recht geforderte Vertiefung im gewählten Fachgebiet.

Laienarbeit und Motivationsproblematik

Zum zweiten Votum, das von Frau Dubach gefallen ist, die freiwillige Mitarbeit betreffend, möchte ich nicht wiederholen, was schon Herr Schaffner ausgeführt hat. Hingegen scheint mir eine Ergänzung nötig im Hinblick auf den Bereich des Altersheims. Die freiwillige Mitarbeit im Altersheim stellt ein beträchtliches Reservoir dar. Man muss anerkennen, dass insbesondere von kirchlichen Kreisen schon unerhört viel geleistet worden ist auf dieser Basis. Die freiwilligen Helfer aus kirchlichen Kreisen haben recht bald gemerkt, wie wichtig die individuelle, menschliche Zuwendung ist. Darin sehe ich ein grosses Verdienst. Problematischer für das Heim kann die Sache werden, wenn die Frage der Motivation gestellt wird. Wo nur ein überschwengliches Gefühl oder das sogenannte gute Herz den Beweggrund liefert, da wird aus der freiwilligen Mitarbeit oft genug nur ein kurzes Gastspiel.

Solche Leute, die überengagiert einsteigen, pflegen in der Regel schnell wieder von der Bildfläche zu verschwinden. In der Gemeinde, in der ich wohne, gibt es viele Leute, die voll guten Willens sind. Aber wenn Sie mit diesen Leuten konkrete und bestimmte Arbeitseinsätze vereinbaren wollen, bekommen Sie bald einmal zu hören, solche Mitarbeit sei in den Schulferien oder übers Wochenende oder zu

anderen Zeitpunkten leider nicht möglich, sei es wegen der eigenen Kinder, sei es aus Rücksicht auf den Ehemann oder auf den Hund der Familie, es gibt tausend Vorbehalte. Wenn wir uns auf die freiwillige Mitarbeit einlassen, dann finde ich es ganz entscheidend, dass die Laien eingeführt werden in ihre Arbeit und dass wir mit ihnen eng in Kontakt bleiben.

Mehr Selbstverwirklichung oder mehr Idealismus?

Fritz Müller: Der erste Durchgang liegt hinter uns. Ich habe niemanden abstoppen wollen, obwohl alle ein bisschen überzogen haben. Jetzt stellt sich dafür um so schärfer die Frage, wie wir unseren Zeitplan einhalten wollen. Ich schlage vor, dass wir jetzt gleich das Wort auch für allfällige Votanten im Saal freigeben. Noch ein kurzer Hinweis auf ein Problem, das uns in den Heimen zu schaffen machen kann. Am Vortag wurde erklärt, heute seien die Heimmitarbeiter stark mit sich selbst und mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt. Damit wurde angesprochen, was wir mit dem modernen Schlagwort von der Selbstverwirklichung zu bezeichnen pflegen. Das Streben nach Selbstverwirklichung an sich ist legitim, glaube ich. Aber was soll primär den Vorrang haben: die Selbstverwirklichung des Betreuers oder die mitmenschliche Zuwendung zum Kind oder zum Pensionär? Hier zeigt sich die Frage nach der Rangordnung der Werte oder allenfalls der Zielsetzungen. Kann oder muss das Streben nach Selbstverwirklichung den Klienten letztlich nicht zum blossen Vehikel machen, so dass es dem inneren Auftrag der betreuenden Arbeit den Boden entzieht? Weil dann der Betreuer seine Person nicht mehr unbeschwert und helfend in die Beziehung zum Klienten einbringt, sondern diese Beziehung der eigenen Selbstverwirklichung unterordnet und verfügbar macht. Dieses Problem scheint mir in Heimen und anderen Institutionen heute immer akuter zu werden.

Die junge Generation wird von vielen Ängsten geplagt

Hans Kunz, Rorschach: In diesem Podiumsgespräch hat sich ein Votant den Beifall des Auditoriums geholt mit der Feststellung, heute sei wieder mehr Idealismus nötig. Ich hätte erst am liebsten ebenfalls applaudiert, habe das Klatschen dann aber doch unterlassen und möchte nun sagen weshalb. Die Generation, die jetzt in der Ausbildung steht, erleben wir als eine besorgte Generation, die von vielen Ängsten geplagt wird. Zwar würden die wenigsten Pflastersteine werfen, aber die Unruhe, die zu der Pflasterstein-Werferei geführt hat, wird von vielen Jungen geteilt und verspürt. Trotzdem haben die jungen Leute genau soviel Substanz, genau soviel Bereitschaft, sich einzusetzen, genau soviel Idealismus wie der Durchschnitt von uns allen hier im Saal. Davon bin ich überzeugt. Aber wir können uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie es in vielerlei Hinsicht schwer haben, schwerer als wir. Die Welt, die unsere Generation mitgestaltet hat, muss den Jungen doch einfach sehr fragwürdig vorkommen, auch bedrohlich und chaotisch. Die Ängste, die sie haben, fördern die Tendenz, sich auf das Machbare zu beschränken. Deshalb fällt unserer Generation die Aufgabe zu, die

Jüngeren zu verstehen, erst recht im Heim, wo verschiedene Generationen miteinander leben und arbeiten. Ich möchte den Ruf nach vermehrtem Idealismus weder dämpfen noch vermiesen. Ich möchte Ihnen nur bewusst machen, wie die Realitäten sind und wie schwer die Aufgaben für uns alle.

«Weshalb sind wir weder menschlich noch wahrhaftig?»

Marianne Dubach, Basel: Ich möchte gern an dieses Votum anknüpfen und Sie zugleich daran erinnern, was Herr Schaffner zu den Selbsthilfe-Gruppen in der Drogenzene ausgeführt hat. In Zusammenhang mit der Planung eines Untersuchungsgefängnisses war ich letztthin an einer Aussprache beteiligt. Mit dabei waren einige Jugendliche aus einer Selbsthilfe-Gruppe. Mich hat dieses Gespräch insofern sehr stark beeindruckt, als immer wieder zu hören war, wir bräuchten doch gar kein Gefängnis, das so oder so gebaut sei: Es komme doch nicht darauf an, ob die Mauern dick oder weniger dick seien. Sondern es komme allein darauf an, dass eine solche Institution menschlich sei. «Wir müssen doch Menschen haben», riefen die Jungen aus, «wir müssen doch wahrhaftig sein! Weshalb sind wir aber weder wahrhaftig noch ehrlich?» Ich glaube, das wird auch in unseren Heimen wieder mehr und mehr zur entscheidenden Frage: Übt der Erzieher im Heim einfach eine Funktion aus oder wagt er es, sich selber als Person ganz ehrlich zur Verfügung zu stellen? Dieser Anspruch auf Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit besteht, glaube ich, zu Recht. Die Jungen fragen: Übt Ihr bloss einen Beruf aus, hängt bei Euch bloss das Diplom an der Wand oder wollt Ihr Menschen sein, die sich uns zur Verfügung stellen? Ich war sehr beeindruckt von diesen Jugendlichen aus der Selbsthilfe-Gruppe, welche uns erklärt haben: «Wir sind Drögeler und wir bleiben Drögeler, auch wenn wir keine Drogen mehr nehmen. Wir wissen, dass wir gefährdet sind und dass wir uns gegenseitig stützen und helfen müssen. Aber wir merken heute, dass wir uns früher nie darum bemüht haben, ehrlich zu sein, und wir merken auch, dass unsere Umwelt mit der Wahrheit leichtfertig umgeht.»



Rohrentstopfungs-Geräte
für den Praktiker Wir verkaufen nicht nur,
wir bieten auch Service! 071 - 91 40 11
Wega Trading, Postfach 1, 9414 Schachen

«Ich muss die Arbeit befriedigen . . .»

André Bardet, Erlach: Nach dem Anforderungsprofil, das Frau Somm vorgelegt hat, bin ich Rebmeister, Werkführer, eidgenössisch diplomierter Buchhalter, diplomierter Heilpädagoge und jetzt dazu ganz einfach noch Heimleiter. Und damit möchte ich gewisse Dinge, die da vom Podium aus in den Raum gestellt worden sind, zurückgeben. Um bei Frau Somm anzufangen: Ein Heimleiter muss nicht besser sein als seine Sekretärin, sondern er muss damit fertig zu werden suchen, dass seine Sekretärin besser ist als er, das ist Punkt eins. Und Punkt zwei: Er muss alle qualifizierten Mitarbeiter richtig einsetzen können, aber er muss nicht besser sein als alle anderen. Und damit sind wir bereits beim Problem der Ausbildung. Das scheint mir ein echtes und auch ein tiefes Problem: Man will mit und in der Ausbildung das alles erreichen, was Frau Somm aufgezählt und erwähnt hat. Betroffen hat mich die Tatsache und bedenklich finde ich es, dass ein Votant in einem kleinen Nebensatz darauf verwiesen hat, ein ausgebildeter Mitarbeiter finde gewisse Tätigkeiten eben nicht mehr attraktiv genug. Herr Schaffner hat davon gesprochen im Zusammenhang mit der Nachbetreuung der Strafgefangenen. Auch das scheint mir ein zentrales Problem, das man nicht bloss in einem Nebensatz sollte erwähnen dürfen. Eine dritte Rückmeldung – wenn ich darf: Den Satz «Mich muss die Arbeit befriedigen» möchte ich lieber umkehren und sagen: «Ich muss die Arbeit befriedigen.» Sonst geht man von einem völlig falschen Ansatz aus. Und zum Schluss: Ich wünsche mir aufrichtig und fest, dass Herr Lüthy noch lange Zeit auf dem Subventionsweg die von ihm vertretene Ansicht in Sachen Vielfalt und Flexibilität einfließen lassen kann in die Praxis und die Theorie. Ganz zum Schluss die Frage, die immer noch ohne zureichende Antwort im Raum steht: Sind Kompetenz und Qualifikation identisch mit Ausbildung – oder ist umgekehrt die Ausbildung identisch mit Qualifikation? (Starker Beifall)

Fritz Müller: In der institutionellen Sozialarbeit hat man bei vielen Nachwuchsleuten grösste Mühe, sie zum Einstieg in geschlossene Institutionen zu bewegen, vielleicht weil das nicht attraktiv ist, oder weil man aus politisch-ideologischen Motiven geschlossene Institutionen, selbst wo sie nötig sind, grundsätzlich ablehnt. Wer soll dort noch arbeiten, wer soll den Menschen, die in den geschlossenen Institutionen vorübergehend untergebracht werden müssen, denn noch Mitmensch sein, wer ihnen mitmenschlich begegnen? Das wäre wohl auch einmal zu fragen und zu überlegen im Bereich der sozialen Arbeit, ob sich alle nur noch die attraktiven, schönen Stücke aussuchen dürfen.

Claire Somm: Ich gebe zu, vorhin meine Postulate etwas pointiert formuliert zu haben. Aber ich möchte Herrn Bardet doch auch noch eine beruhigende Antwort geben. Unlängst habe ich einen Vortrag gehört, in welchem der Referent mit der Feststellung schloss, das Leben sei auf Dauer nur lebenswert, wenn wir den Mitmenschen gern haben. Das entspricht auch meiner Meinung.

«Wie verberuflicht man die Menschlichkeit?

Dr. Andrea Baechtold: Ich möchte ganz gern einmal das Spiel umdrehen und an die Hörer im Saal eine Frage richten. Wer unter Ihnen führt ein Heim, das nicht von

echter Menschlichkeit geprägt ist? Er möge bitte die Hand hochhalten. Ich glaube nicht, dass es von Gutem sein kann, wenn man Idealismus, Menschlichkeit und dergleichen auf der einen Seite ausspielt gegen Ausbildung, gegen fachliche Kenntnisse und dergleichen auf der anderen Seite. Es geht vielmehr doch einfach darum, wie man die zentralen Werte in der Heimerziehung ins Handeln umsetze. Oder weniger abstrakt, vielleicht tönt's ein bisschen nach Wortspiel: Wie verberuflicht man die Menschlichkeit? Postulate, die an Gartenlaubenromantik gemahnen, bringen hier einfach nichts ein, wo es um die Umsetzung geht.

Verhängnisvolle Polarisierungen . . .

Fridolin Herzog, Luzern: Ich bin, seit sieben Jahren, Leiter der Luzerner Schule für Heimerziehung und möchte die eben gehörten Worte von Herrn Dr. Baechtold heftig unterstützen. Aufgrund meiner eigenen, persönlichen Erfahrungen in der Ausbildung von jungen, angehenden Erziehern muss ich Ihnen sagen, dass mich die Polarisierungen zwischen Professionalisierung einerseits und Menschlichkeit andererseits allmählich ermüden. Ich sehe da keine Alternative. Wir können uns nicht für das eine oder das andere entscheiden, und wir tun es auch nicht, weder für die Professionalisierung noch für die Menschlichkeit. Vielmehr müssen wir uns entscheiden für beides, meine ich, wenn wir die Probleme der heutigen Welt und vor allem die Probleme im Heim lösen wollen. Ich erinnere Sie, dass im Begriff der Professionalisierung das Grundwort Profession enthalten ist, und ich frage Frau Abbt, ob in diesem Grundwort nicht eine anthropologische oder sogar eine theologische Dimension angesprochen sei. Bisher wurde hier der Professionalisierungsbegriff in einem engen, einseitigen Sinn diskutiert. Man könnte und sollte jetzt endlich, wie von Dr. Baechtold vorgeschlagen, vielleicht auch einmal reden von einer vermenschlichten Professionalisierung oder, wenn Ihnen die Umkehrung lieber ist, von einer professionalisierten Menschlichkeit. Beides schliesst sich meiner Meinung nach gegenseitig nicht aus. Ich weise Sie alle auf die Formulierungen hin, die im Entwurf neuer Grundanforderungen der SAH zu finden sind. Diese Grundanforderungen sind nicht so schlecht wie der Ruf, den sie haben. Die SAH stellt im Entwurf fest, dass die Ausbildung die Ausgewogenheit von Wissenskompetenz, Handlungskompetenz und Persönlichkeitskompetenz erreichen sollte. In der Ausbildung sollen diese drei Kompetenzkategorien gleichgewichtig realisiert werden. Ohne Wissen und ohne Informationen lassen sich die Probleme nicht lösen; aber auch ohne Techniken, Methoden, Fertigkeiten geht es nicht im Erzieherberuf. Mit dem Begriff der Persönlichkeit ist die Dimension des Seins angesprochen und das ist eben die anthropologische Dimension, also die Dimension der Menschlichkeit. Am Anfang des ersten Podiumsgesprächs war davon die Rede, es habe den Zweck, gegensätzliche Standpunkte zu markieren. Ich glaube, dass es gar nicht so viele Gegensätzlichkeiten gibt zwischen Theorie und Praxis. Ohne eine falsche Harmonisierung zu betreiben, darf ich Ihnen doch zu bedenken geben, ob wir, die Vertreter beider Seiten, nicht im gleichen Boot sitzen. Es scheint auch mir nötig, ja sogar überfällig, dass wir miteinander ins Gespräch kommen und eine gemeinsame Sprache finden. Wir dürfen nicht weiterhin an Feindbildern bauen zwischen sogenannter Praxis und sogenannter Theorie. (Beifall)

Schlusswort: Was nottut, ist mehr Toleranz

Fritz Müller: Wir sind am Ende der uns im Programm zugemessenen Zeit angelangt, haben sogar bereits leicht überzogen. Dabei stehen wir jetzt mitten in einer sehr wichtigen Diskussion. Ich habe mich stark betroffen gefühlt, als eine Votantin im ersten Podiumsgespräch festgestellt hat, es würden wechselseitig Feindbilder aufgebaut. Mag sein, dass einzelne Leute subjektiv so empfinden. In einzelnen Voten wurde die leise Tendenz spürbar, Fachwissen und Mitmenschlichkeit als Gegenpole zu verstehen, als Gegenpole und – unechte – Alternativen, die sich gegenseitig ausschliessen. Wir sollten aber auch einsehen, dass wir alle für andere Ansichten mehr Toleranz aufbringen müssen. Wer die Gefahren der Verwissenschaftlichung in der Agogik signalisiert, braucht deswegen das Denken gewiss nicht abzulehnen, was im ersten Podiumsgespräch so halbwegs angedeutet wurde. Man kann nach meinem Dafürhalten ohne weiteres gewisse Entwicklungsextreme in Frage stellen, im echten Sinne des Wortes kritisieren, und gleichwohl versuchen, im Interesse des Ganzen zu einer Übereinstimmung zu kommen. Der Heimerzieher, Pfleger, Betreuer arbeitet ja inmitten eines Beziehungsgeflechtes von Wahrnehmungen, von Reflexionen, von zunehmendem Verbalismus und von betreuerischem Handeln. In diesem Geflecht kommt man nicht aus ohne Fachwissen, sowenig wie ohne die Erfahrungswerte, welche die Praxis vermittelt. Wir dürfen daher nicht das eine gegen das andere stellen. Was heute nottut, ist – ich wiederhole es, weil's mir ein Anliegen ist – mehr Toleranz und mehr wissenschaftliche Unvoreingenommenheit im Vertreten und Anerkennen der je besonderen Aspekte von Theorie und Praxis, der sachlichen Aufgaben und auch in Anerkennung der menschlichen Unvollkommenheit, unter

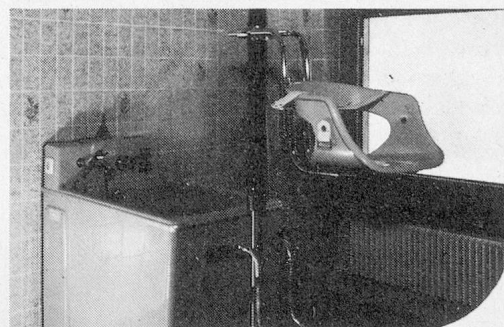
welcher wir alle, ohne Ausnahme, stehen. Das müssen wir doch sehen. Im gesamtgesellschaftlichen Raum – das gilt insbesondere für das politische Feld, auf dem die materiellen Entscheide fallen – werden die Heim-Betreuung und die zu ihr hinführenden Ausbildungswege nur dann ernstgenommen, das heisst ihrer wahren Bedeutung gemäss beurteilt, wenn von ihren Vertretern mit *einer* Stimme gesprochen wird und wenn diese ihre Anliegen in einer von allen verstandenen Sprache vorbringen. Denn diese materiellen Entscheide, die Sie allenfalls bedrängen und bedrohen könnten, die fallen auf dem politischen Feld. Deshalb müssen die Heime und die Ausbildungsstätten sich so äussern, dass der politische Partner versteht, welche Anliegen beide haben; es ist wichtig, dass die Begehren einleuchtend begründet werden. Wenn der politische Partner aber Erscheinungen von gegenseitiger Zerfleischung beobachten muss, wenn er feststellen muss, dass bei Leuten, denen es doch um das Gleiche gehen sollte, die Betrachtungsweisen auseinanderdriften, dann können Sie sicher sein, dass die Politik versuchen wird, Sie zu manipulieren, das heisst den einen gegen den andern auszuspielen. Dann werden am Schluss beide leer ausgehen. Das ist von uns zu bedenken, von uns allen, wenn wir am Schluss dieser Tagung heimfahren. Die Diskussion, die wir hier leider nicht weiterführen können, sollten Sie nicht abbrechen lassen. Sie sollten über diese wichtigen Fragen reden, in den Heimen und an den Schulen, auch in den verschiedenen Sektionen des VSA und anderer Verbände. Dazu wünsche ich Ihnen, meine Damen und Herren, das nötige Verständnis und viel Erfolg. Ich hoffe, dass auch das zweite Podium Ihnen Anregungen und Denkanstösse gegeben hat.

Patienten-Bad

SAP 6/81

Das Patienten-Badesystem «Century» verlangt bei minimalem Platzbedarf von 1,9 x 2,5 m nur eine Pflegeperson zur Betreuung. Die Patienten freuen sich auf den

wohltuenden Badevorgang und das Pflegepersonal möchte dieses System nicht mehr missen. Verlangen auch Sie eine unverbindliche kostenlose Erprobung.



embru

Embru-Werke, Kranken- und Pflegemöbel, 8630 Rüti
Telefon 055/31 28 44

Embru bringt Komfort ins Heim